

# Exotische Erfahrungen

**Joachim von Loeben packte nach seiner ersten großen Afrika-Tour die Koffer und machte sich auf, den Rest der Welt zu erkunden. In loser Reihenfolge präsentieren wir euch Ausschnitte aus seinem Leben als Weltbummler. In dieser Story nimmt Joachim uns mit nach Kambodscha.**

**Mein erstes Ziel in Kambodscha** ist Siem Reap, auch als Tempelanlage von Angkor Wat bekannt, und die Straße dorthin hat es in sich: Staub, Schotter und trockene Flussdurchfahrten sorgen für Unterhaltung. So verschlägt es mir einige Male das Vorderrad. Ich brauche erstmal eine Pause, um meine staubige Kehle zu ölen. Auf der Tankstelle posieren junge Kambodschanerinnen bereitwillig auf meiner BMW F650. So oft werden sie scheinbar nicht fotografiert.

Als ich nur noch wenige Kilometer von meinem Etappenziel entfernt bin, prescht ein stark tätowierter Mann auf seinem Motorrad an mir vorbei. Sein einziger Schutz sind nicht Helm oder Handschuhe, sondern ein Staubschutz vor dem Mund. Vielleicht ein Motorradreisender wie ich, geht es mir durch den Kopf. Es ist schwer, ihn einzufangen. Ich muss mein ganzes

fahrerisches Können aufbieten, um ihn zum Anhalten zu bringen. Nono ist Franzose aus Angoulême. Leider spricht er kein Wort Englisch, ich kann zum Glück ein wenig Französisch. Er gibt mir zu verstehen, dass wir auf

Pierre, seinen Freund, warten sollen. Pierre ist Motorrad-Freak, lebt seit zwei Jahren in Siem Reap und betreibt dort ein kleines Restaurant. Am nächsten Tag verabreden wir uns zu einer Motor-

radtour der besonderen Art. Wir wollen unerlaubterweise die Tempelanlagen von Angkor Wat mit dem Motorrad durchfahren. Doch zuerst zeigt uns Pierre das ländliche Kambodscha. Wir fahren sandige Wege, wo kein Auto mehr langkommt, sehen Kinder in Wasserlöchern plantschen. Kleine Läden bieten ihr begrenztes Angebot feil und Menschen transportieren Schweine und Hühner mit ihrem Moped zum Markt – der Rekord sind fünf Personen auf einem Moped. Wir fahren über eine Holzbrücke, unter der ein kleiner, wilder Fluss brodeln. Wir legen eine Pause ein, denn Nono und ich wollen unseren Spieltrieb ausleben. Wir durchqueren den

Fluss unterhalb der Brücke und nehmen dabei nasse Füße in Kauf. Die anderen amüsiert es.

Weiter geht es durch den Dschungel, als plötzlich aus dem Nichts das





**Tradition und Moderne: Wir wissen leider nicht, welchen Song der Mann gerade hört.**

Westtor von Angkor Wat auftaucht: ein imposantes, zehn Meter hohes Steintor. Ein erhabenes Gefühl, es zu durchfahren. Die Tempelanlagen sind über 800 Jahre alt. Sie gelten als die bedeutendsten hinduistischen Tempel der Welt. Leider können wir uns nicht lange aufhalten, denn wenn uns die Polizei erwischt, sind wir fällig. Private Motorradfahrten sind in den Tempelanlagen schließlich verboten. Schnell fahren, anhalten, Fotos machen, weiter. Wir rasen an einigen Polizisten vorbei, die aber heute scheinbar keine Lust auf Verfolgungsjagd haben – Glück gehabt. Nur gut, dass ich morgen noch mal in aller Ruhe ohne Motorrad eine Besichtigung vornehme, denn die Steinmetzarbeiten, die Skulpturen und die eingewachsenen Bäume in den Tempeln sind sehenswert.

Den Tag lassen wir an einem schwimmenden Dorf auf dem Tonle Sap-See ausklingen. Die Häuser liegen wie Boote im Wasser. Die Bauweise ist beabsichtigt, denn der Mekong tritt jährlich in der Regenzeit über die Ufer, wodurch der Wasserstand des Sees entsprechend ansteigt. Malerisch gleiten die kleinen Boote durch die „Straßen“. Eine Fleischerei liegt direkt am Wasser, die Kunden machen mit dem Boot direkt an der Ladentheke halt.

Wir ziehen weiter in die Hauptstadt



**Palmen, Meer und Motorrad: Ein Bikertraum geht für Joachim in Erfüllung.**

Phnom Penh. Die wichtigsten Sehenswürdigkeiten dieser Stadt stammen aus einer weniger angenehmen Zeit. Es handelt sich um die Folterschule sowie den Exekutionsplatz der Roten

Khmer. Die Kommunisten überzogen das Land von 1975 bis 79 mit Schrecken und Terror. Bis zu zwei Millionen Menschen haben für die Vision Pol Pots ihr Leben gelassen. Es wird noch lange



**Letzte Herausforderung des Tages: Nach einer anstrengenden Fahrt muss nur noch die Uferböschung absolviert werden.**



**Praktisch gedacht: Überschwemmungen verhindern durch schwimmende Häuser.**

dauern, bis sich das Land von dieser Schreckensherrschaft erholt hat.

Am nächsten Tag geht es an die Küste. Erster Halt ist Kep, eine Halbinsel im Süden des Landes. Der Ort hat das Glück der „späten Geburt“. Erst vor einem Jahr wurde es an das Stromnetz angeschlossen, so ist das Fischerdorf noch ziemlich ursprünglich und verschlafen. Die Touristen kann man noch an einer Hand abzählen, doch das wird sich bald ändern. Überall wird gebaut. Dann wird der Charme verloren gehen. Heute bin ich der einzige Tourist, der den Fischmarkt besucht, wo große Körbe mit Krabben an Land gebracht werden.

Wir fahren weiter die Küste entlang. Zum Mittag stoppen wir an einem Pfahlbau, der ins Meer hineinragt. Ein alter Mann hängt verschlafen in seiner Hängematte. Zu seinen Füßen liegt ein Hund, der mit seinem Schwanz die Fliegen vertreibt. Eine ruhige,

gelassene Atmosphäre. Auf Gäste scheint man hier nicht unbedingt zu warten. Wir nehmen Platz und genießen einen Blick wie in einer Tourismus-Werbebroschüre: Die malerische Bucht mit ihren vielen kleinen unbewohnten Inseln ist eine Augenweide. Trotz der Abgeschlossenheit wird ordentlich aufgetischt: Krebs und Krabben, bis wir nicht mehr können. Ein Hochgenuss, frisch aus dem Meer.

Am Abend laufen wir in Sihanoukville ein. Die Hafenstadt am Golf von Siam zählt etwas über 230 000 Einwohner und ist der größte Badeort Kambodschas. Zur Kolonialzeit Frankreichs wurde Kompong Som, wie es damals hieß, neben der kleinen Küstenstadt Kep als „Côte d'Azur“ Kambodschas bezeichnet, ein beliebtes Erholungsziel. Reste französischer Kolonialvillen erinnern noch heute daran.

Am nächsten Tag möchte ich mir einen langersehnten Wunsch erfüllen:



**Waren schon Turngeräte für Lara Croft: Die überwucherten Tempelanlagen von Angkor Wat.**

Die Querung der Kardamon-Berge. Tiefster Dschungel und schlechte Straßen erwarten mich. Um die Brücken aus Bambus oder Holzstämmen zu überqueren, braucht es schon einiges Geschick. Einmal verbremse ich mich, lege meine F 650 zwangsweise auf die Seite und muss warten, bis Hilfe kommt. Schließlich kommen drei Jungen vorbei, die mir beim Aufheben der Maschine helfen. Wie hilflos man doch ist, wenn man allein Motorrad fährt. Doch alles Jammern hilft nicht, ich muss da durch. Immer tiefer geht es in den Wald. Der Pfad verjüngt sich mehr und mehr. Bald ist die BMW mit den Koffern zu breit für diesen Weg, die Fahrt über die Kardamon-Berge wird vorerst wohl ein Traum bleiben. Ich bin ein wenig traurig, schon wieder ein Vorhaben vorzeitig abbrechen zu müssen. Ich brauche mal wieder ein Erfolgserlebnis auf meinem großen Motorradabenteuer. Aber meine Zeit wird kommen, da bin ich mir ganz sicher.

Ich fahre zurück nach Phnom Phen und von dort aus nach Ratanakiri in die nordöstlichste Ecke des Landes. Es geht auf den „Death Highway“, eine Strecke nahe der Grenze zu Vietnam. Ihren Namen verdient sie sich in der Regenzeit, denn dann ist der Ochsenpfad kaum passierbar. In der Trockenzeit fahren dort nur Motorräder

und – Ochsenkarren. Die ersten 100 Kilometer verlaufen ohne Probleme. Die Straße ist gerade erneuert worden. Ich halte in einem kleinen Ort und gönne mir einen Energiedrink. Es ist die Ruhe vor dem Sturm. Ich weiß, gleich wird es haarig. Die Gegend, die ich durchfahre, ist ärmlich. Die Menschen leben in sehr primitiven Holzbauten ohne Strom und Wasser. Ihr bescheidenes Einkommen beziehen sie aus der Landwirtschaft. Als Transportmittel wird tatsächlich noch der Ochsenkarren benutzt. Ein Zettel, auf dem ich mir die Orte am Wegesrand in der Landessprache Khmer habe aufschreiben lassen, hilft mir nicht weiter: Die Menschen können weder lesen noch schreiben. Jeder Mofafahrer, der mir begegnet, ist für mich der reinste Glücksfall. Ich



**Verbotene Sache: Eigentlich ist es nicht erlaubt, mit dem Motorrad durch Angkor Wat zu fahren – eigentlich ...**



**Keine Berührungsängste: Die Kids sind in der Wahl der Haustiere ohne Scheu.**

frage nach „Ratanakiri“ und die ausgestreckten Arme zeigen in die richtige Richtung. Das beruhigt.

In einem Wäldchen muss ich abbrem- sen. Ein Ochsenkarren versperrt die Straße. Ich wittere die Fotogelegen- heit, überhole und kann in aller Ruhe die erhofften Bilder schießen. Ich bin über mich selbst verwundert, wie man sich über eine solche Kleinigkeit so freuen kann.

Nach 20 Kilometern erreiche ich ein Dorf. Es kommt Erleichterung auf. Eine kleine Teiletappe ist geschafft und ich bin immer noch auf dem richtigen Weg. Dort treffe zufällig auf John, einen jungen professionellen Motor- radfahrer, der in die gleiche Richtung fährt. Es geht zu zweit weiter. Schon nach wenigen Kilometer bin ich froh, dass ich einen Begleiter habe. Die Strecke ist extrem sandig, die Luft atemberaubend feucht. Alle acht Ki-



**Durchgefallen: Auch diese Fähre dürfte ADAC-Testern wohl missfallen.**



**Heikel:** Die Brückenkonstruktionen sind von überraschender Vielfalt.



**Endlich Asphalt:** Nach etlichen Offroadeinlagen kann eine befestigte Straße ganz entspannend sein.

lometer halte ich an, um meinen Motorrad und mir eine Pause zu gönnen. Acht Kilometer bedeuten 40 Minuten fahren. Ich bin noch nie langsamer vorgekommen. Die Sandspuren und die Trockenflussbetten lassen keine höhere Geschwindigkeit zu. Endlich kommen wir an einer Umzäunung vorbei – ein Dorf. Dann dürfte der erlösende Fluss nicht mehr weit sein, hoffe ich, denn auf der anderen Fluss-Seite wird die Straße besser. Eine klapprige Holzbude dient als Fährhäuschen, wir haben es geschafft. Ich stürze zu einer alten Frau wie ein durstendes Stück Vieh zur Tränke. Kaufe zwei Flaschen Wasser und ein Redbull. Beim Trinken verschluckte ich mich mehrmals, so hastig stürzte ich die Flüssigkeit herunter.

Die Fähre wartet. Was heißt Fähre? Das Schiff besteht aus zwei zusammengebundenen Einbäumen, über die ein paar Bretter gelegt worden sind. Auf der anderen Seite des Flusses wartet meine letzte große Aufgabe für heute, eine steile Uferböschung.

Auf den verbleibenden Kilometern nach Ratanakiri ziehe ich ein Resümee: 36 Kilometer in drei Stunden, ein Sturz mit verbogenem Bremshebel, vier Liter Wasser getrunken, teilweise ein „Adrenalinflash“. Ich kann behaupten, es war mein erstes großes Motorradabenteuer dieser Reise. Am Ende des Tages bin ich glücklich und zufrieden. Trotz aller Strapazen: So kann es weitergehen mit dem Rest der Welt.

*Joachim von Loeben*